

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

E. Lemke: Zur Geschichte der Fischerei.

C. Herr Dr. Pniower lenkte die Aufmerksamkeit der Versammlung auf 9, auf den Wunsch der Verlagsbuchhandlung Alexander Duncker vorgelegte Radierungen Bernhard Mannfelds, die Ansichten von Berlin, Potsdam, Brandenburg und Köpenick darstellen, wies auf ihre künstlerischen Eigenschaften hin und empfahl ihren Ankauf. Die Blätter sind ausserordentlich wohlfeil.

Zur Geschichte der Fischerei.

E. Lemke.

Geehrte Anwesende! Wenn der Winter sich seinem Ende zuneigt, handelt es sich bekanntlich dort oben, wo unsere alte Freundin, die Sonne, regiert, um das zwölfte Zeichen des Tierkreises, „die Fische“ genannt, und somit hätte man meinem bescheidenen Vortrage einen bedeutungsvollen Zeitpunkt angewiesen. Aber auch ohne Rücksicht auf die eine ganze Welt betreffenden Vorgänge standen wir in Berlin kürzlich im Zeichen der Fische, indem der Deutsche Fischereiverein soeben seine Hauptversammlung hier abgehalten hat. Dies hätte mich vielleicht abschrecken sollen, der „Brandenburgia“ noch weitere Beiträge „Zur Geschichte der Fischerei“ zu übermitteln, um so mehr, als wir erst im vorigen Jahre den überaus befriedigenden Vortrag des Herrn Micha hörten und die Monatshefte schon so viele Abhandlungen und Nachrichten über Fische und Fischerei brachten. Aber dieser Stoff ist nicht zu erschöpfen, und es werden hier nach mir noch viele darüber schreiben und sprechen, — natürlich nicht am heutigen Abend.

Der sinnreichen Wahl des gegenwärtigen Zeitpunktes entspricht ein aussergewöhnlicher Schritt, nämlich der in die allerfernste Vergangenheit, so weit uns diese erkennbar ist. Allerdings treten die Fische schon in jenem Weltalter auf, dem die Silurformation angehört, als die Pflanzen nur erst durch Seetange vertreten waren.*) Doch der Mensch, der die Fische fangen und verspeisen konnte, stellte sich sehr viel später ein. Als er so weit war, über den Kampf ums Dasein nachzudenken, näherte er sich auch den ahnungslosen Wasser-Bewohnern mit List und Gewalt. Er wird bald eingesehen haben, dass seine zehn Finger nicht immer zum Fange ausreichten; und diese Einsicht führte zur Benutzung von allerlei (in mehr als einer Beziehung) naheliegenden Mitteln. Aus Knochen, Horn und Feuerstein entstanden unter Berücksichtigung bereits vorhandener Unebenheiten oder durch wohl überlegte Bearbeitung geeigneter Flächen, mannigfache Haken. Da waren mehr oder minder einfache, welche die Ahnen unserer heutigen Angelhaken vorstellen

*) O. W. Thomé, Thier- und Pflanzen-Geographie S. 10 u. 11.

und solche, die sozusagen gleich als Harpunen zur Welt kamen. Ausserdem wurden Speerspitzen gefertigt, die Fische aufzuspiessen.

Eine solche Speerspitze aus Knochen, nebst dem verkohlten Holzschafft, wurde unweit Oliva in Westpreussen ausgegraben. Später kamen an einer anderen Stelle dort in einer Tiefe von etwa 3 m zahlreiche Schädel- und Wirbelreste von riesigen Hechten, daneben eine aus Knochen gefertigte Harpunenspitze mit Widerhaken zum Vorschein. Ferner fand man im Weichselkies bei Culm einen Angelhaken aus Horn, der sehr wohl ohne Anwendung von Metallwerkzeugen hergestellt sein kann. Diese Funde gehören in die jüngere Steinzeit Westpreussens und reihen sich den ansehnlichen Küchenabfällen — Kjökkenmöddinger genannt — an, die in besagter Provinz nachgewiesen sind und als Hauptbestandteil Schuppen und Wirbel von Fischen (vornehmlich von Plötzen, Bressen und Schleien, aber auch von Wels und Zander) enthalten. Damit ist bezeugt, dass die Anwohner des Frischen Haffes vor ungefähr 3000 Jahren Ichthyophagen waren, wie auch noch heute die Bewohner der Nehrungen dort fast ausschliesslich Fischnahrung zu sich nehmen. Einige grössere Stücke der Thonscherben, die zu den erwähnten Funden gehören, stammen von flachen, ovalen Schalen, und es ist wohl möglich, dass letztere Lampen vorstellten, die mit Fischthran gefüllt wurden.*)

Die schwedischen Kjökkenmöddinger bekunden (nach Montelius**) gleichfalls den zur Steinzeit in umfangreicher Weise ausgeführten Fischfang. Die gleichaltrigen Angelhaken bestehen entweder ganz aus Knochen oder aus Knochen mit einer Spitze und einem Widerhaken aus Feuerstein. Auch sind Harpunen und Stechgabeln gefunden.

Ehe wir uns in der Mark Brandenburg umsehen, sei noch von Ostpreussen berichtet, wo die Steinzeit u. a. durch eine erstaunliche Anzahl Fischstecher vertreten ist. Die dem Prussia-Museum in Königsberg angehörenden Stücke bestehen aus Knochen und Geweih, oft mit eingesetzten Feuersteinsplintern als Widerhaken; bei einigen sind noch die Spuren der pechartigen Kittmasse vorhanden, die zur Befestigung der Splitter nötig war.***) — Ein Hinweis auf Vorkommnisse in Estland möchte hier wohl am Platze sein. Dort hat die Steinzeit bedeutend länger gedauert als bei uns, wahrscheinlich bis zum Beginn christlicher Zeitrechnung. Constantin Grewingk, der — beiläufig gesagt — so eingehend über die dem heidnischen Totenkultus dienenden, schiff förmigen Steinsetzungen geschrieben hat, führt von Funden in Estland an: Harpunenspitzen aus Elenknochen mit einer Reihe gerader und ge-

*) H. Conventz, Vorgeschichtliche Fischerei in Westpreussen (Festgabe f. d. Teilnehmer d. III. D. Fischereitages z. Danzig, 1890). S. 75 u. f.

**) O. Montelius, Die Kultur Schwedens in vorchristlicher Zeit. (A. Appel.) 2. Aufl. S. 25 u. 26.

***) Katalog d. Prussia-Museums, I. (1893.) S. 19 u. f.

krümmter Widerhaken; das breitere Ende des Geräts weist eine Durchlochung zum Anbringen von Wurfleinen auf; an einigen Harpunenspitzen war das hintere Ende mit Schnüren von Bast umwickelt. (Übrigens kamen auch Pfeilspitzen aus Elenknochen mit zwei Reihen Haken vor; eine Reihe Haken knöchern, die andere nur als Furche vorhanden, in welche Feuersteinspäne mit Pech eingekittet wurden.*)

Bei dem grossen Reichtum an Fischen, der auch die Mark Brandenburg von jeher ausgezeichnet hat, lassen sich die genannten Verhältnisse auch hier voraussetzen; wo Thatsachen fehlen, kann man aus Vergleichen Schlüsse ziehen. „Uralt ist die Kunst des Flechtens und Webens. Die schweizerischen Seen mit Überresten und Fundstücken aus der reinen, d. h. gänzlich metallosen Steinzeit haben uns Schnüre und Netze geliefert. Nichts steht im Wege, auch für die Steinzeit der Mark den regelrechten Fischfang mit Garn und Netz anzunehmen. Nicht selten finden sich unter tiefen Torfschichten auf dem Grunde früherer Gewässer der Mark die Kähne der Fischer, aussen mit Steinbeilen roh zugehauen, innen durch Brennen aus einem einzigen Stamme (mitunter von wahren Baumriesen) angefertigt. Nicht unansehnlich und mit eigentümlicher Verzierung ausgestattet ist die Töpferware jener Fischer.**)

„In der Bronzezeit (Westpreussens), welche in das erste Jahrtausend v. Chr. fällt, gelangten auf dem Handelswege mancherlei Geräte, Waffen und Schmucksachen, aus Bronze wohlgeformt, vom Süden hierher. Darunter sind auch Angeln zu nennen, welche in gewisser Weise an die heutigen Hechtflimmern erinnern; im gegenwärtigen Erhaltungszustand sind die meisten mit einer Patina, d. i. mit einer bläulich-grünen Oxydationsschicht versehen. Wahrscheinlich lockten sie ohne Köder, nur durch ihren ursprünglichen Glanz grössere Raubfische an.“***)

In der Mark Brandenburg gesellte sich — wie überall — zu den eingeführten Gegenständen allmählich eigene Arbeit. „Beweis hierfür sind die nicht seltenen Schmelzstätten, Gussformen, Bronzeklumpen u. s. w. Bronzene Angelhaken verraten eine geschickte und sichere Handhabung der Metalltechnik.“ †)

Als Merkwürdigkeit führe ich einen zu bronzeitlichen oder wenig späteren Funden Ostpreussens gehörenden sogenannten „Netzheber“ an, eine Art Quirl. Er kam in einem masurischen Pfahlbau, nämlich am Arys-See, zum Vorschein, wo auch durchlochte Flotthölzer aus Borke

*) L. Stieda, Constantin Grewingk's archäologische Arbeiten. (S.-B. d. A.-G. Prussia, 1887—88.) S. 248.

**) E. Friedel, Verz. d. Fisch.-Geschichtl. Ausst. d. Märk. Mus. a. d. Berliner G.-A. 1896, S. 11.

***) H. Conwentz, a. a. O., S. 77 u. 78.

†) E. Friedel, Verz. d. Fisch.-Geschichtl. Ausst. (u. s. w.) 1896, S. 12.

in Form von kreisförmigen Scheiben und abgestumpften Rechtecken gefunden wurden.*) In seinem Berichte über andere ostpreussische Pfahlbauten (im Szontag- und Tulewo-See) erwähnt Heydeck auch Flott-hölzer aus Kiefernrinde und eine durchlochte Nadel, die offenbar aus einer Fischgräte hergestellt ist.**)

Die Bronze trat nach und nach ihre Herrschaft an das Eisen ab, das — wie wir wissen — weniger widerstandsfähig ist. Daher werden jene dem 3. Jahrh. n. Chr. zuzurechnenden, eisernen Fischstecher von Tenkieten (Kr. Fischhausen, Ostpreussen) ein besonderes Interesse beanspruchen können. „Aus einer ziemlich weiten Tülle gehen fünf spitze Zinken hervor, wie die Finger einer Hand, von denen die beiden äusseren auf der Innenseite mit zwei, die drei inneren auf beiden Seiten mit je zwei Widerhaken versehen sind. Die Stücke stammen aus zwei überreichen Männergräbern.“***)

Arme Fischer sind es also wohl nicht gewesen, denen ihre (der menschlichen Hand, diesem natürlichen Fanggerät, nachgebildeten) Gerätschaften in's Grab mitgegeben wurden. Vielleicht waren es Leute, die sich selber „Fischerei-Gerechtigkeiten“ in unbegrenzter Masse zugestanden hatten.

Für die Fische in der Mark Brandenburg rückte nun die Zeit heran, da die germanische Urbevölkerung sich weniger um sie kümmerte, weil sie von unbezwinglichem Wandertriebe erfaßt wurde; es blieb nur ein Teil dauernd daheim. Aber die Fische hatten keine Ursache, sich nunmehr zu beglückwünschen, denn ein „recht eigentliches Fischervolk“ erschien auf dem Plane und machte sich's in der Mark bequem, auf Kosten der Fische und der zurückgebliebenen Germanen. Es waren slavische Stämme, unter dem Namen Wenden zusammengefaßt, Sorben und Wilzen. Doch bevor wir uns hier mit ihnen beschäftigen, seien mir noch einige Mitteilungen, andere Völker und andere Zeiten betreffend, gestattet.

Georg Ebers sagt in seinem bekannten Prachtwerke über Egypten (bei Theben): „Als älteste unter diesen bleibenden Stätten der Erinnerung und als eigentümlichstes von allen Memnonien liess die grosse Hatasu den Terrassenbau von Der el-Bachri errichten. Dort finden sich Darstellungen von Fischen des roten Meeres in so charakteristischer Umrisszeichnung, dass unsere Zoologen die gemeinten Arten leicht wiedererkennen.“†) Und (bei Memphis) in Bezug auf das Ti-Mausoleum: „Hier sehen wir auf einem Bilde den edlen Ti auf der Nilferdjagd.

*) Katalog d. Prussia-Museums, I. (1893.) S. 29 u. f.

**) Heydeck, Die Pfahlbauten im Szontag- und Tulewo-See. (S.-B. d. A.-G. Prussia, 1887—88.) S. 130 u. 129.

***) O. Tischler, C.-Bl. d. d. G. f. A., E. u. U., 1890, S. 136 u. 137.

†) Georg Ebers, Aegypten in Bild und Wort. II. S. 281 u. 283.

Das Wasser wimmelt von beschuppten Bewohnern, und das Ereignis des Fischzuges und des ergötzlichen Fischstechens ist ungeheuer. Am Lande werden die Fische zerschnitten, getrocknet und eingesalzen.**) Bei Egyptern sowohl, wie bei Syrern, Assyrern und Phöniziern wurden die Fische z. T. göttlich verehrt und daher von den Priestern nicht genossen. Auch die Pythagoreer (im 6. Jahrh. v. Chr.) enthielten sich ihrer, da sie in ihnen ein Natursymbol des Schweigens ehrten. In Lykien weissagten Priester aus dem Erscheinen gewisser Fische. Als Hieroglyphe bezeichnet der Fisch Vermehrung und Reichtum. Ebers ist der Ansicht, dass der einem Geschlechte der Vorwelt (den Schmelzschuppen oder Ganoiden) angehörende Flösselhecht das Vorbild des hieroglyphischen Zeichens gewesen ist.***) Der Fisch ist auch altchristliches Symbol; und in Wappen werden Fische als Sinnbilder von Vaterlandsliebe und Vorsicht gedeutet. Als Zeichen seiner Vermählung mit der Kirche trägt der Papst den „Fischerring“ mit dem Bilde von Petrus, der — in der rechten Hand den Himmels-Schlüssel haltend — in einem Kahne sitzt. Vom 13. Jahrhundert ab bis auf die neueste Zeit werden mit solchem Ringe die sogenannten päpstlichen „Breven“ geschlossen. Das Siegel zeigt auf dem Reifen, der Petrus' Kopf umgiebt, den Namen des jeweiligen Papstes, nach dessen Tode es vom Kardinalkämmerer zerbrochen wird, worauf die Stadt Rom dem neugewählten Papste einen neuen Siegelring schenkt. Diese Sitte mahnt daran, dass Petrus ein armer Fischer war. Sein Kahn war gewiss ein anspruchsloses Fahrzeug, aber wohl kein „Einbaum“, der auch die Bezeichnung „Seelenverkäufer“ verdient.

In Einbäumen, u. a. aus Eschenstämmen hergestellt, führen die Germanen zuerst aufs Meer, d. h. im Jahre 45 n. Chr. die Chauken, welche die Küsten Galliens heimsuchten, um Beute von dem reichen und unkriegerischen Volke daselbst zu gewinnen. Je 30—40 Mann sassen in einem Einbaum. Das war ein seemännisches Wagstück. Aber alle Germanen waren gute Schwimmer, als welche auch Cäsar sie bewunderte, und die Chauken waren ein überaus geschicktes Fischervolk. Sie verstanden auch, aus Schilf und Meerbinsen Netze zu flechten, deren sie sich bei zurückweichender Flut mit Erfolg bedienten.***)

Wir kehren nun zum Lande und in die Mark Brandenburg zurück. Eine besondere Eigentümlichkeit der wendischen, zumal der wilzischen Bevölkerung ist die Anlage künstlicher Fischerstätten (Kietze) in Seen und Pfahlbauten. Sämtliche aus der Mark bis jetzt bekannten derartigen Niederlassungen im Wasser stammen aus der wendi-

*) Georg Ebers, a. a. O., I. S. 188.

**) Georg Ebers, a. a. O., I. S. 121.

***) Martin Beck, Die alten Germanen zur See. Leipz. Ztg., 5. Febr. 1898.
— Wilhelm Wackernagel, Kleinere Schriften. I. S. 80. — Sch. D. Tagesztg., 4. Sept. 1898.

schen Zeit. Fischereigeräte aller Art, so Fischspeere und Haken, Schnüre, Netzsenker, Netzschwimmer und Netzreste, Hütkasten, Fischotterfallen, Eisäxte und Schlittknochen, wie auch Fischerkähne mit voller Ausrüstung werden auf diesen Stellen gefunden. Wendische Fischer-Pfahlbauten sind von unserm verehrten Herrn Vorsitzenden Geh.-R. Friedel mehrfach innerhalb Berlins nachgewiesen; und es ist nicht ausgeschlossen, dass wir in dieser Stunde auf einem Platze versammelt sind, wo die seeligen Geister wendischer Fischer uns umschweben, ein nimmer erlöschendes Heimatsrecht beanspruchend, — wenn auch nur in unserm dankbaren Gedenken. Die Wenden haben immerhin ein grosses Stück Kulturarbeit in der Mark erledigt. Wir verdanken ihnen hier die ersten wirtschaftlichen Regelungen der Fischerei. Die Wassergebiete wurden genau eingeteilt, Raubfischereien verboten und bestimmte Beamte eingesetzt. Diese Beamte führten den Namen „Pritzstabel“ (von pristaw = Vogt), der sich bis in die neuere Zeit erhalten hat. Als die wendische Mark ihren Fischsegen aufs Beste geordnet und nutzbar gemacht hatte, kam — ganz dem Lebensgesetze der einander verschlingenden Fische angepasst — der deutsche Eroberer. Dieser besetzte und behielt den alten Pfahlbau bei, errichtete dort gern seine Burg und benutzte die wendischen Wälle als Schutzwehr. Aus den grösseren Burgwällen oder im Weichbild derselben entwickelten sich die ersten christlichen Städte der Mark, vor deren Thoren, am Wasser oder im Wasser auf Pfahlbau, in den vorhin erwähnten Kietzen (vom wendischen kitza, kititza = Holzhütte, Fischerhütte) sich die alte wendische Fischerbevölkerung, von den Deutschen verachtet, noch Jahrhunderte lang in ihrer Besonderheit erhielt. Nach slavischem Recht waren Wald, Weide und Wassernutzung Eigentum der eng zusammen in Ringdörfern wohnenden Gemeindegemeinschaft. Die Deutschen dagegen brachten die alt-germanische Anschauung und Lebensweise (von denen Tacitus berichtet) mit, wonach jeder echte Grundbesitzer innerhalb der Grenzen seines Gebietes über die Wasserfläche desselben, sowie die Gemeinde über die ihre Ländereien berührenden Gewässer frei verfügt. Die Gefahren aber, welche die deutschen Einwanderer in ihrer Vereinzelung seit dem 10. Jahrh. im Wendenlande zu bestehen hatten, nötigten sie schnell, sich in Dorfschaften, unter dem Schutze der deutschen Burgen und der markgräflichen Vasallen, enger zusammen zu thun. So wurde bald auch die Fischerei in offenen Gewässern ein Kammerregal. In Bezug auf Privatgewässer trat ein ähnliches Verhältnis ein, indem auf dieselben sich wider jedes altdeutsche Herkommen die Gutsbesitzer und Obrigkeiten — mit Übergerechtigkeit anmassten. Die Fischerei selber besass bald nicht halb so viel Ansehen wie in wendischer Zeit. Dazu trugen die Zunahme der deutschen und die Abnahme der wendischen Bevölkerung bei. Die

Die steigende Bedeutung des Ackerbaues gab schliesslich so sehr den Ausschlag, dass die Wenden nur noch als „elende Kietzfischer“ betrachtet wurden. Die Raubfischerei kam wieder in Blüte und veranlasste im 13. Jahrh. einige Verbote. In kurfürstlichen Zeiten sah es mit dem Fischseggen schon manchmal bedenklich aus; und Martin Luther äusserte besorgt, es werde dereinst der Mark nicht nur an Holz, sondern auch an Fischen fehlen. Im Jahre 1574 erliess Kurfürst Johann Georg eine Fisch-Ordnung, welche 1690 durch Kurfürst Friedrich III. erneuert wurde, Schonzeiten anbefahl, die Grösse der Netzmaschen und das „Mindestmass“ der zu verwertenden Fische vorschrieb, auch Unbefugten das Fischen verbot. Friedrich d. Gr. interessierte sich nur bedingter Weise für Fische und soll s. Z. an den gelehrten Dr. M. E. Bloch geschrieben haben: „Dass er sich mit den Fischen beschäftigt, ist mir lieb; was er von meinen Landräten verlangt, ist dummes Zeug; was vor Fische in der Mark sind, das weiss ich, es sind Karpfen, Zander, Barsche und Aale: will er etwa die Gräten zählen?“ Doch wird die Zuverlässigkeit dieser Nachricht angezweifelt. Endlich regelt das vom 1. Juni 1794 ab geltende Allgemeine Landrecht für die Preussischen Staaten auch Wasser- und Fischrecht einheitlich. Die Mark besitzt indessen noch ein Provinzialrecht. Im Jahre 1874 wurde das allgemeine Fischereigesetz erlassen, welches das Fischwesen auch für die Mark im Zusammenhange behandelt. Um eine Menge weiterer notwendiger Punkte zu berücksichtigen, erfolgte am 31. Januar 1870 die Bildung des Deutschen Fischerei-Vereins, von dem sich 1895 der Deutsche Seefischerei-Verein abgezweigt hat.*)

Herr Geh.-R. Dr. Hegert (Geh. Staats-Archivar) hat mir lebenswürdiger Weise seine Sammlung von Fischerei-Urkunden der Mark**) zur Verfügung gestellt. Zunächst erwähne ich daraus, dass im 17. Jahrh. die Wasservögte oder Pritzstabeln kein glänzendes Gehalt bezogen, indem jährlich der zu Spandau 12 Thlr. 12 Gr. und der zu Köpenick sogar nur 7 Thlr. erhielt. Natürlich mussten diese Leute auf Nebenerwerb sinnen, der nicht allemal mit ihren übernommenen Pflichten in Einklang stand. Aus dem 14. Jahrh. u. s. w. sind Urkunden erwähnt, welche die Rechte und Pflichten der „Kietzer“ betreffen. In Spandau wohnten letztere unmittelbar vor dem alten Schlosse, am Einfluss der Spree in die Havel; 1560 mussten sie, des Festungsbaues wegen, ein Ende weiterziehen; und am 21. März 1813 steckte der französische Kommandant der Festung (Bruny) den ganzen Kietz und Burgwall in Brand. Die Polizei-Direktion berichtete der Kurmärkischen Regierung zu Potsdam, in Rücksicht auf die aus 27 Familien bestehende Fischer-

*) E. Friedel, Verz. d. Fisch.-Geschichtl. Ausstellung (u. s. w.) 1896, S. 13 u. f.

**) Anton Hegert, Märkische Fischerei-Urkunden. (S.-A. a. „Märkische Forschungen“ Bd. XVII., 1882.)

kolonie: „Die Einwohner, welche schon früher mit ihren Habseligkeiten aus den Häusern geflüchtet waren, liegen jetzt grösstenteils auf Kähnen unweit Pichelsdorf, sind aber auch dort bei dem geringsten Ausfall aus der Festung der Gefahr ausgesetzt, das Gerettete zu verlieren, da sie von der einen Seite durch die Festung und von der anderen durch die daselbst angelegten Brücken so eingeschlossen sind, dass sie durchaus mit ihren Kähnen nicht in Sicherheit kommen können. Der Landrat v. Bredow hat die Mobilien der Verunglückten nach entlegenen Ortschaften fahren und sie selbst dort unterbringen wollen; allein sie haben dies abzulehnen gesucht und wünschen in der Nähe des Wassers zu bleiben, weil solches ihren Unterhalt gewährt.“ Auch nach Aufhebung der Belagerung und Wiederkehr des Friedens blieben ihre Verhältnisse recht traurig. Mehrere Familien wohnten, wie ein Bericht derselben Polizei-Direktion sagt, in kleinen Kammern „aufgeschichtet“, nicht unähnlich armen gefangenen Fischen in engem Behältnis, und ihr Handwerksgerät — ihr einzigstes Mittel zum Lebensunterhalt — musste verderben. Nach einigen Jahren kam eine bessere Zeit, und 1818 stand die neue Gemeinde, welche von nun an den Namen Tiefwerder führte, fertig da. Heute erinnert das Dorf nicht mehr an Kietz-Zustände. Nichtsdestoweniger aber lebt in den Bewohnern die Erinnerung an ihre Vergangenheit als Kietzer noch fort; sie ernähren sich noch heutigen Tages von dem Ertrage ihrer Fischerei und bewahren gewissenhaft die hierüber sprechenden Privilegien und Urkunden. Ihre Innungslade vom Jahre 1691 haben sie mit den Verbriefungen ihrer Gerechtsame durch alle Wechselfälle der Kriege wohl erhalten und bewahrt. Eine Urkunde vom 19. September 1409 meldet, wie Markgraf Jobst den zwischen der Stadt Spandau und den Wenden auf dem Kietze wegen Benutzung einer Wiese ausgebrochenen Zwist schlichtet und bestimmt, dass die Wenden nicht vor dem Richter zu Spandau, sondern vor dem Richter auf dem Damme antworten sollen. Dieselbe Bestimmung treffen wir in einer Urkunde vom 21. Juni 1431 an. Im Jahre 1480 werden sich die Spandauer Kietzer gefreut haben, weil Markgraf Johann ihren Streit mit den Fischern von Berlin und Kölln dahin entschied, dass diese nur mit sechs Kähnen fischen und die Fische nicht in aufgestellte Netze — durch Schlagen mit den Peetzen d. s. Holzstangen mit flacher Schaufel u. s. w. — treiben durften; auch die Rapennetze, mit denen man an den Rohrungen und bei Hochwasser auf den Wiesen Fische zu fangen suchte, welche Netze mit Strohwischen (Wipen) versehen werden mussten, um stehen zu bleiben, wurden verboten. Die Urkunde vom 7. Dezember 1570 betont, dass mit „Powertjagd, Hechtflöcken, Seegarn und Aalflöten“ nach alter Weise gefischt werden möge. Die Ordnung der „Fischreisser“ zu Wriezen, 1692, sagt u. A.: „Wenn ein Zunftgenosse oder dessen Fraue und Kinder verstirbet, sollen alle, so in der Zunft

seind, auf Ersuchen mit zu Grabe gehen und nicht aussen bleiben, bei 3 Gr. Straffe, wer aber zu langsam kömpt, soll einen Groschen geben.“ Im Jahre 1792 heisst es in der Ordnung der Fischer- und Fischkäufer-Gilde zu Havelberg: „An Sontagen und den Festtagen, die würklich gefeyrt werden, muss jeder spätestens um 6 Uhr Morgens vom Fischen und Fischkaufen wieder zu Hause seyn, es wäre denn, dass Sturm wäre, und der ausgefahrene Fischkäufer wegen Sturms und Regenwetters schlechterdings nicht sollte zu Hause kommen können.“

Das schlechte Wetter wirft in das Lebensbild eines Fischers ganz besonders ernste Schatten. In den Unterhaltungen, die man mit solchen Leuten führt, wird es natürlich oft erwähnt, wie ich dies im vergangenen Sommer während eines längeren Aufenthaltes in Zoppot wieder erfuhr. Ich bin fast täglich zu den Fischern gegangen, unter denen mich vornehmlich ein origineller Grossvater interessierte, der freilich meistens ein wenig „angerauscht“ war. Von ihm erfuhr ich manchen Brauch und Aberglauben, Ergänzungen zu den Mitteilungen der andern Fischer, die am liebsten über Reisen und persönliche Erlebnisse plauderten. Zu wiederholten Malen jedoch musste ich Versuche anstellen, um von dem Alten Auskunft über „segensbringende“ Säckelchen zu erhalten. Das Amulet, das man immer bei sich haben sollte, besteht dort aus Gräten von Stör und Lachs; auf dem Tische, an dem man es herstellt, müssen sich Kreuz und Weihwasser, Brod und Schnaps befinden. Möglicherweise gilt dies nur für Katholiken. Ein anderes Amulet wird aus Bernstein und „Heilkraut“ zusammengesetzt. Welche Pflanze gemeint ist, konnte mir der Alte nicht angeben; auch murmelte er noch weitere Geheimnisse vor sich hin, denen ich — da er gerade mit grossem Durst zu kämpfen hatte — nicht weiter nachforschen konnte. Zum Beschweren der Netze benutzt man u. A. sogenannte „Bleiknoten“, die aus langen Stangen zurechtgeschnitten und zu Röhren geformt werden; solche Bleistange kostet beim Händler nur M. 0,25. Die Bleiknote traf ich besonders in Zoppot an, während in dem benachbarten Adlershorst meistens ein beliebiger Stein als Netzbeschwerer oder Netzsenker dient; der Stein wird in Leinwand (oder dgl.) gewickelt, diese fest umschnürt und zuweilen getheert. Die „Flotthölzer“ schneidet man wohl zumeist selber aus Borke, ihnen eine längliche oder keilförmige Gestalt gebend. Aber auf der „Langen Brücke“ in Danzig kauft man auch Netzschwimmer, die aus schwedischer Borke oder aus Kork bestehen. Gewöhnlich schneidet der Besitzer seinen Namen ein. Oft erwähnen die Fischer, es hätte sich um Achtel-Fischfang gehandelt. Dies wurde mir so erklärt: zuerst wird das Achtel an der Leine „markirt“, aber doppelt, so dass man Sechszehntel vor sich hat. Die Leine liegt im Wasser doppelt genommen, nämlich im Kreise, dessen Mittelpunkt beim Fischen unberücksichtigt bleibt. Das Netz, das zu dieser Leine gehört, wird von zweien zugleich

gezogen. Damit jeder Irrtum ausgeschlossen ist und kein Streit entbrennen darf, sind die doppelt abgegrenzten acht Teile mit farbigen Bändern an den abgemessenen Punkten versehen; treffen diese Bänder zusammen, so ist jeder Anteil gerecht bezeichnet. Zum Flunderfang kommen noch Strohwische hinzu, die zum Aufscheuchen dienen und in der Woche 2—3 mal erneuert werden müssen. Beim Erklären zeichneten mir die Fischer immer im Sande einen Kreis auf, der von einem gerade und einem schräge liegenden Kreuze in besagte Achtel geteilt ist. Wird ein „Löchel“ oder Tönnchen (meist rot oder schwarz angestrichen) dabei benutzt, so nennt man jeden abgemessenen Teil „Löchel“. Trotz der sichtlichen Mühe, die man sich gab, mir diese Fischereiweise zu erklären, ist mir dieselbe nicht ganz klar geworden. Vielleicht veranlasst meine Mitteilung einen Kundigen, sich darüber zu äussern. Da ich, wie man zugeben muss, keine „kleine Fischerin“ bin, weiss ich auch nicht, ob der Achtel-Fischfang etwas besonders Volkstümliches vorstellt. — Ein Heringsnetz ist etwa 42 m lang und hat beim Aufstellen eine Länge von 20—22 m; im Laden gekauft, kostet es M. 10,00, selber gefertigt M. 4,00; die Heringsnetze heissen „Mantzen“. Krabben, die nur zur Angelspeise für Flundern, Pomucheln (Dorsche) und Aale dienen, fängt man in „Hamen“, d. s. lange, zugespitzte Netze, die an $\frac{2}{3}$ ihrer weiten Oeffnung einen Bügel — wenn es sein kann, aus Weissbuche gefertigt — haben; $\frac{1}{3}$ der Oeffnung nimmt ein schmales Brett ein. „Aber zum Lachsfang nehmen wir lieber Bügel aus Kaddik (Wachholder), denn der biegt sich wie Gummi“. Zur Angelspeise für Lachse dienen kleine Heringe oder Strömlinge. „Früher soll hier ein Künstler gelebt haben, der den Fischern vorredete, dass er ihnen guten Lachsfang besorgen könnte. Na, sie glaubten ihm und gingen zu ihm; aber er nahm ihnen doch wohl nur das Geld ab.“

Anfänglich wurde der Lachs mit grossen Strandgarnen gefischt, deren es in Hela sieben gab. Zu diesem Fange trat die ganze Bevölkerung zur Neujahrszeit zu sieben grossen Compagnien zusammen. Am Aussenstrande lagen sieben Lachsgarnstellen von der Heulboje ab über den Heisternester Thurm hinweg bis zum Ceynowaer Revier. Über diese Stellen entschied das Loos. Mit den grossen Strandgarnen, von denen jetzt noch drei vorhanden sind, wird fast garnicht mehr gefischt. Die Hochseefischerei hat die alte Art verdrängt, obgleich es vorkam, dass ein Strand-Garn an einem Tage (3. April 1866) über 15 Schock Lachse fing. Die Hochseekutter laufen täglich früh morgens aus, um erst nach Anbruch der Dunkelheit heimzukehren. Unter diesen war 1897 nur ein Helenser, denn es handelt sich (abgesehen von grossen Kosten) um eine neue Angelmethode, und die Bewohner Hela sind schwerfällig im Abweichen vom Altgewohnten. Sie gehen erst im Frühjahr auf See, wenn der Fang mit den Treibnetzen beginnt. So mussten sie sich gefallen

lassen, dass z. B. einmal vier pommersche Kutter von Oktober bis December für mehr als 10 000 M. Lachs aus ihren Gewässern entführten. Ein Kutter hat 200—300 Angeln in der See, in drei Meilen Entfernung vom Strande. Die Angel besteht aus dem 50 Faden (d. s. 100 m) langen Steintau, welches mittels eines Steines einen Holzklotz verankert; von diesem aus gehen auf der Oberfläche des Wassers 20 Faden zu einem kleineren Klotze, und hier hängt in 2 Faden Tiefe der Angelhaken mit dem Hering. Das ganze Seil ist nicht stärker, als ein starker Bindfaden — in Berlin Strippe genannt — aber die Länge des lose schwimmenden Teiles vereitelt die mächtigsten Anstrengungen des gewaltigsten Lachses. Es ist natürlich, dass der Kutter nicht jedesmal sämtliche Angeln findet; es kommt sogar vor, dass die Leute ein paar Tage lang gar nichts zu sehen bekommen, wenn der starke Strom das ganze „Gut“ unter die Oberfläche gerissen hat. — Von Helas Bewohnern meldet die Chronik, dass Hans Fenrichs Frau Anna geb. Dürtzen über 100 Jahre, er selber aber auch 100 Jahre alt geworden sei; Andreas Schwarz erreichte 109 und Gregor Fortun (schon ein vielversprechender Name) 110 Jahre. Auch heute noch trifft man dort richtige Meergreise an. Aber trotz dieser günstigen Aussichten soll im Oktober 1855 der bald darauf verunglückte Prediger Carl Hannemann bei seiner Antrittspredigt gesagt haben: „Aus ist die Predigt, Sela! Gott führ' mich bald von Hela!“*)

J. Trojan (den ich im Juli während seiner Festungszeit in Weichselmünde besuchen konnte) hat kürzlich ausführliche Schilderungen über Hela veröffentlicht. Er bemerkt darin (abweichend von den vorherstehenden Angaben), dass das Verlosen der Strandfischereistellen an Mariä Lichtmess, d. i. 2. Febr., stattgefunden habe, und dass dies allemal einem Volksfeste gleich gekommen sei; noch im vorigen Jahre ist an diesem Tage geflaggt worden. Noch bestehen dort sechs Heringskompagnien, jede 15—25 Mann stark. Am h. Dreikönigstag wird dieses Garn gestellt. Je 30 „Ellen“ Garn der einzelnen Kompagnie-Teilnehmer werden zu einem einzigen Netze an einander gefügt. Am Jacobitage stellen die 10 oder 11 Aalkompagnien die Aalsäcke auf. Und Ende August beginnt das „Säckekloppen“, die schwerste Arbeit der ganzen Fischerei. Da sieht man am Strande weit in die See hineingebracht oft 30 Stück Säcke hinter einander, deren jeder an einem Pfahl befestigt ist. Jeden Morgen werden die Säcke nachgesehen, um die gefangenen Fische herauszunehmen.**)

Der kleine Ort, der vor 900 Jahren den Anfang des mit Recht gerühmten Danzig vorstellte, umfasste das sogenannte „Hakelwerk“ und

*) O. M., Danz. Ztg., 2. u. 5. Mai 1897.

**) J. Trojan, Hela. Nat.-Ztg., 8. Januar 1899.

die Ansiedelungen der „Seugener“ auf der jetzigen Altstadt, von einem Graben begrenzt. Um diesen Ort befand sich ein freies Feld, welches mit vielen Sümpfen bedeckt war, die namentlich im Süden einen „Poggenpühl“ (Froschpühl) bildeten. Die Fluten der damals viel breiteren Mottlau überschwemmten alljährlich dieses freie Feld, dem gegenüber westlich dichte Waldungen die Höhenzüge bedeckten. Die Bewohner der kleinen Ortschaft waren arme Fischer, die sich von Fischfang und Bernsteinhandel ernährten. Zum Aufbewahren der Fische hatten sie, wie noch die Fischer heutigen Tages, Kähne mit durchlöcherten Behältern, welche „Seune“ hiessen, was ihnen selber den Namen „Seuner“ oder „Seugener“ eintrug. Ihre Ansiedlungen werden noch jetzt durch die Strassen „Unter den Seigen, „Hohe Seigen“, „Niedere Seigen“ und „Karpfenseigen“ angedeutet.*)

Im Jahre 1400 bauten die Ordensritter einen massiven Hof in dem Dorfe Scharpau, im grossen Werder gelegen. In diesen Hof setzten sie einen Fischmeister oder Grossscheffer, der die Fischereien in der Nehrung ausführen liess, die Aufsicht darüber hatte und für das Schloss Marienburg stets die verlangten Fische liefern musste. Es befanden sich in Scharpau mit eisernen Gittern versehene Behälter, in denen die verschiedenen Fische gesondert gehalten wurden. Hundert Jahre später brachte der Bischof von Ermeland diesen Fischhof an sich, worüber der Rat zu Danzig beim Könige von Polen Beschwerde führte. Die Fischmeister hatten grosse Einkünfte (waren also sehr anders gestellt als die märkischen Pritzstabeln), und einer von ihnen, Wilhelm von Tossenfeld, der im Jahre 1498 starb, soll 113 Jahre geworden sein.**)

Wiederum ein Beweis, wie empfehlenswert die Ernährung durch Fische sein dürfte. In Amerika sagt man: „Fische stärken den Verstand. Darum essen auch die Schriftsteller so gern Fische.“ Aber auch den kleinen Kindern giebt man reichlich Fischfleisch zu essen, welche Sitte noch mehr Geltung in England haben soll.

Einige Angaben über die Verhältnisse im Kurischen Haffe erfuhr ich vor einiger Zeit durch dort wohnende Fischerleute. Die Netzenker, „Steinchen“ genannt, werden aus Lehm gefertigt und mit der Hand, wie Gebäck, geformt. Danach werden sie mit einem sehr dicken Drahte oder Stabe durchlocht; man kann dazu auch eine Weberspule aus Rohr benutzen. Ist eine grössere Anzahl fertig, so kommt sie in den Backofen. Gegen Bezahlung hergestellt, sind 60 Stück mit M. 0,40 zu veranschlagen. Zuweilen giebt man ihnen einen bunten Rand, damit sie das Erkennen abhanden gekommener Netze erleichtern. Die Netz-

*) Danz. Ztg., 23. April 1897. (S. J. N. Pawlowski, Geschichte der Provinzial-Hauptstadt Danzig.

**) A. F. Violét, Neringia; S. 183.

schwimmer aus Borke heissen „Flitte“, in der Einheit „der Flott.“ Drolliger Weise sagte mir jemand „Das schreibt sich F-l-ö-t-h.“ Die Netze werden durch eingeknüpftte Zeugstreifen gezeichnet; auch benutzt man statt letzterer kleine Zöpfe in verschiedenen Farben, gewöhnlich schwarz, braun und weiss zusammengenommen. Man gab mir die Versicherung, dass manchmal ein unscheinbares Bändchen zur Feststellung des Eigentums genügt hätte. Neue Netze werden geweiht. Zu diesem Zwecke breitet man das „zweimal je dreimal“ mit dunkelm, aus der Apotheke geholtem Öl eingeriebene Netz auf mehreren Stühlen aus, unter die ein Gefäss mit „Schiesspulver oder so was ähnlichem“ gestellt wird. „Das muss tüchtig puffen!“ Wenn kein Dampf mehr aufsteigt, wird Asche aus dem Ofen genommen und „über Kreuz“ auf das Netz gestreut. „Wenn unser Vaterchen ein Netz weiht, dürfen wir nur so lange in der Stub' bleiben, bis er nun Wörter über das Netz spricht. Er jagt uns dann immer raus. Solche Wörter kann ein Mann nur von einer Frau und eine Frau nur von einem Mann lernen. Unser Vaterchen hat schon oft gesagt, er will es uns lernen. Und dann sagt er auch oft: „Majell, eck hebb Gleck!“ (Mädchen, ich habe Glück.) Er kann blos platt sprechen. Aber er hat auch wirklich Glück; das wissen die andern Fischer ganz genau. Wenn die ihrer Sach' nicht sicher sind, oder wenn sie was Gutes fangen wollen, dann rufen sie immer: „Komm', old Mannke, komm', komm'!“ Und der Vaterchen trägt dann auch immer „Christi Leiden“ bei sich. Das ist von Stör und Hecht gemacht. Und dazu hat er auch Salz und Pfeffer in der Westentasch'. „Und nachher verwahrt er das wieder sorgfältig.“ Dieser Alte will auch manchen gesehen haben, der kurz vorm Sterben als Geist erscheinen musste; nach dem Glauben der dortigen Fischer wandelt so einer plötzlich in einem Kahne umher. Bei Rossitten zeigt sich öfters die „Seejungfer“, die zur Hälfte Fisch, zur Hälfte Menschenweib ist. „Und die schreit so gottserbärmlich wie'n kleines Kind.“ Die Kirchenglocken in Schaken rufen: „Stint und Kaulbarsch! Stint und Kaulbarsch!“ In Steinort und Umgegend sagt man: „Da wo im Sommer mittags die Sonn' steht, sind die Sternbilder der Fischer. Einer sticht in den Grund; aber der and're ist grossartig, der sieht nur zu.“

Im Samlande bezeichnet man den Dorsch einfach mit „Fisch“, während man im übrigen die Namen nennt. Im Gebiete des Frischen Haffes heissen die Fischmeister „Fischerschulzen“ und in den Stranddörfern die mit Fischereigerechtigkeit ausgestatteten Grundbesitzer „Fischerbauern“. In Litauen nimmt man an, dass Februar-Kälte den Hering fetter mache. In Ostpreussen, wie auch anderwärts, ist der Glaube verbreitet, dass die Aale gern die Erbsenfelder besuchen. Die Aalhäute kommen bei Wirtschaftsgeräten zur Verwendung und dienen in manchen Gegenden zum Wickeln eines kranken Fusses. — Obgleich ich

von mir bekannten ostpreussischen Fischern, z. B. aus meiner Heimat (dem Oberlande), noch mancherlei erzählen könnte, wie auch von den Fischereiverhältnissen an dem ausserordentlich grossen See Geserich, wo wir (ausser bei noch anderen Seen) eine von 1531 stammende Fischereigerechtigkeit besassen, will ich doch darauf verzichten und wieder zur Mark Brandenburg zurückkehren.

Ich kann hier nicht über Fischerei sprechen, ohne des Spreewaldes und des geradezu kulturgeschichtlich interessanten Kito Pank (oder Kitko) zu gedenken, mit dem unser berufenster Spreewald-Forscher, W. v. Schulenburg, uns bekannt gemacht hat.*) In wahrhaft klassischer Schilderung führt v. Sch. uns in der Einleitung zu seinen „Wendischen Volkssagen und Gebräuchen“ den vielgeprüften, alten Wenden vor, der auf gebrechlichem Kahne, in dessen Ecken Gräser sprossen, zum Fischfange — oder, wie man im Spreewalde sagt, „in die Fische“ — fuhr, Netzē strickte und so unvergleichlich erzählen konnte. (Ich weiss nicht, ob er noch am Leben ist.) Die Seejungfern zeigen sich auch hier, besonders wenn schlechtes Wetter kommen soll; sie singen gern, und man hat sie auch bei vielen Gelegenheiten gut beobachten können. An der Kschischoka erschien früher oft in der Mittagsstunde und am Abend eine Frau, die sich die langen weissen Haare kämmt und die Fischer beunruhigte; nach Sonnenuntergang konnte kein Fischer mehr vorbeikommen, — sie nahm ihn ins Wasser mit. Auch der „Nyx“ ist den Fischern nicht angenehm. Der Nyx in der Schrebeniza lässt zur Nachtzeit niemand vorbeifahren; er lärmt und kehrt die Kähne um. Wo ein Nyxe ist, giebt es keine Fische und Krebse.

Wenn das nicht buchstäblich zu nehmen ist, so ist um so ernster und wahrlich beherzigenswert, was O. Stargardt (Kgl. Hof-Maurermeister) von den veralteten, räuberisch verwüstenden Fanggeräthen sagt, nämlich in seiner vortrefflichen (wohl noch nicht veröffentlichten) Schrift „Beschreibung der im R.-B. Potsdam vorkommenden Fanggeräte und Fangarten“. Zu verbieten wären danach u. A.: das Eisen oder der Speer (mit 5—6 Spitzen), die Hechtschleife (mit einer Gabel und Bindfaden), die Tollkeulen (mit denen der Fisch unter die Eisdecke gelockt wird), die Schleppe oder Murre (auf überschwemmten Wiesen).

In dem in der „Brandenburgia“ schon öfters erwähnten „Hausbuche des alten Colerus (1645)**) ist auch über Fischerei eine unglaubliche Fülle von Nachrichten ausgebreitet. „Vmb Bartholomaei hören die Fische auf in die Länge zu wachsen | vnnd heben an zuzunehmen | vnd

*) Wilibald von Schulenburg, Wendische Volkssagen und Gebräuche aus dem Spreewald.

**) Colerus, Oeconomia Ruralis et Domestica.

in die Dicke zu wachsen. Weil die Fische im kalten Wasser ihre Wohnung haben | so ist leichtlich zu erachten | welcher Natur vnd Eigenschafft sie sonderlich seyn müssen | nemlich kalter vnd feuchter Natur.“ Melancholischen und sanguinischen Leuten könnten die Fische nicht viel schaden; den cholerischen wären sie zu empfehlen, aber den phlegmatischen wären sie nur zuträglich, wenn ein guter Trunk Wein dazu käme und Nüsse hinterher gegessen würden. Es wird aber jedem geraten, zu Fischen Wein zu trinken und Nüsse zu essen, „denn die Fische haben bisweilen ein klein kalt Gifflein bei sich. Fischerey ist ein köstlich | herrlich feuchtbar Ding | vñ einem Hausswirth eine treffliche gute Nahrung | davon er sein Hauss gewaltig aufhalten kan.“ Colerus nennt eine Menge Mittel, die Fische zu mästen. „Man hat auch Sachen | damit man sie reizet vnd locket | dass sie in die Reusen kriechen | wie sonderlich das weitzene Maltz ist: Dann wann man dasselbige nur auff einen Stein zerklopffet | vnd danach den Stein ins Wasser leget | so kommen die Fische vñnd bleiben alle häufig vnd gar schwartz darüber stehen | vñnd lecken mit den Mäulern an den Stein. Es sind auch etliche | die gerne Krebsfleisch vnd Kirschen Brodt essen. Etliche werden fett von Leim | etliche von Thon.“ Weiterhin werden als Lockspeisen und Bestandteile solcher genannt: Gerstengraupen in Fenchel gekocht, „Kefer | die auff Bäumen sitzen“, „Reigerschmaltz“, Honig, „Feldgrillen vnd Feldheimen“, „Würmlein | die vmb S. Johannis dess Nachts auff den Wiesen vnd Eckern also leuchten“, Käse, Schnecken, Eidotter, Kampher, Sonnenblumen, Lorbeeröl, gemeine Fliegen, Mohnkuchen u. s. w., auch vielmals „Pyrahs“ (Pyras, Bierass), d. s. Regenwürmer. Ferner spielen rote Läppchen u. dgl. beim Fischfange eine grosse Rolle. Von den Stichlingen oder „Sticherlingen“ heisst es: das seien Fische, „welche die Weiber ihren Männern gerne kochen | wann sie dess vorigen Tages truncken gewesen;“ die hätten „keinen guten Schmack.“ — „Wann man den Gifftrochen fangen will | so muss ein fischer anheben zu tantzen vñ singen oder pfeiffen | daran der fisch eine solche grosse Lust | dass er sich auch in die Höhe auff das Wasser begibt | vnd dem Tantzen zusihet | vñnd dem Gesang vnd Klang sq begierlich nachhöret | dass er auch drüber mit dem Netze vmbzogen vnd gefangen wird.“ Schliesslich sei noch angeführt, dass der Stör ein richtiger „Herrenfisch“ sei. „Diesen fisch haben die Alten in so grossen ehren gehalten | dass allezeit | wenn man jhn in der Schüssel zu Tische getragen | die Diener mit Pfeiffen vnd Gesänge vor dem Gericht haben hergehen | vñnd Kränzte auff ihren Köpffen tragen müssen.“

Hieran möchte ich die Bemerkung knüpfen, dass bei der Wolgafischerei — das Mündungsgebiet der Wolga (am kaspischen Meere) eingerechnet — alljährlich 640,000 kg Störkaviar gewonnen wird; ausserdem: 6,400,000 kg Kaviar anderer Fischarten, 80,000 kg Stör- und

Welsleim, 1,600,000 kg Leberthran und 249,000,000 kg frische, getrocknete oder gesalzene Fische.*)

In seinen „Briefen aus der Türkei“ hat s. Z. General-Feldmarschall Moltke auf den Fischreichtum Kleinasiens aufmerksam gemacht; und K. Kannenberg berichtet u. A. von den merkwürdigen hohen Gerüsten, die man am Bosphorus u. s. w. sieht: welche Gerüste einzig der Beobachtung der Thunfisch- (u. s. w.) Züge dienen. Der im Ausguck sitzende Mann meldet die heranschwimmenden Züge den schon in Boten wartenden Fischern. Mit grossem Lärm werden dann die Fische in die ausgespannten Netze getrieben.**)

Was die vorhin erwähnte Bezeichnung „Pyrahs“ für Regenwurm betrifft, so sei auf die im „Verein für Volkskunde“ von W. Schwartz erörterte Verbreitung der Namen Piren, Pieratz, Pierlake, Piermade, Pierwurm und noch sehr viel anderer aufmerksam gemacht. Es handelt sich dabei um Nachweise über Sprachhinterlassenschaft der deutschen Urbevölkerung.***)

Die Ergebnisse der künstlichen Fischzucht (der doch auch hier mit einem Worte gedacht werden soll) müssen uns mit höchstem Staunen erfüllen. Es werden dabei Zahlen genannt, die an's Märchenhafte streifen; und immer noch werden bessere Zustände eingeleitet. „In Amerika (sagt A. Tesdorpf†) erkannte man, dass bei aller Achtung vor der Thätigkeit der einzelnen Staaten doch eine centrale Instanz da sein müsse, um über das ganz ungeheure Gebiet der Union die Augen offen zu halten. So ward Prof. Baird im Jahre 1873 als Generalcommissar der Vereinigten Staaten für Fische und Fischereien eingesetzt, und er begann sofort sein grossartiges Wirken. Zur Verwendung hatte er in den ersten drei Jahren für künstliche Fischzucht durchschnittlich 25 000 Dollar, in den folgenden Jahren 47 000 Dollar. Als man in Californien eine neue Art Lachs entdeckte, welche grosse Vorzüge gegen unsern (drüben nicht gut gedeihenden) Rheinlachs hat, errichtete B.'s Agent Livingstone Stone eine grossartige Anstalt zur Ausbrütung von Lachseiern; im ersten Jahre wurden 5 000 000, im nächsten 11 000 000 Eier von dort über 32 Staaten der Union verbreitet.“

Man kann in Wahrheit sagen, dass das Wasser für den Menschen ein unerschöpfliches Erntefeld bildet. In England leben gegen 300 000 Menschen ausschliesslich von der Beschäftigung mit Fischerei. Der Ertrag der Fischerei in Kanada wird auf 70 000 000 Mk. veranschlagt;

*) C. M., Nat.-Ztg., 9. Januar 1898.

***) Karl Kannenberg, Kleinasiens Naturschätze. S. 75.

***) Wilhelm Schwartz, Die volksthümlichen Namen für Kröte, Frosch und Regenwurm in Nord-Deutschland nach ihren landschaftlichen Gruppierungen. (Zeitschr. d. Vereins f. Volkskunde, 1895.)

†) A. Tesdorpf, Norddeutscher Binnenfischerei-Ratgeber für Jedermann. S. 173.

und der Kabeljaufang auf den Bänken von Neufundland beschäftigt gegen 3000 Fahrzeuge mit 50 000 Fischern. Es ist durchaus nichts Seltenes, dass ein einziger Fisch eine halbe Million und noch mehr Eier ablegt.*)

Da kann es nicht verwundern, dass der Fisch im allgemeinen und der Karpfen — der (s. Tesdorpf a. a. O., S. 31) 3–700 000 Eier liefert — im besondern als Sinnbild von Reichtum und Wohlergehen gilt. In der Mark verwahrt man daher Schuppen der um die Jahreswende verpeisten Karpfen.

Wozu mitunter die Fische auch sonst genützt haben, melden alte Mythen und Legenden, auf die leider aus Zeitmangel hier nicht eingegangen werden kann. Aus der Neuzeit sei jedoch die einer Mythe gleichkommende, das Fischervolk vornehmlich interessierende Behauptung erwähnt: dass Cecil Rhodes sein nach vielen Millionen zählendes Vermögen einem bei Sidney getöteten Haifische zu danken hat, in dessen Magen er ein Blatt der „Times“ mit der Kunde von der Kriegserklärung Frankreichs an Deutschland fand. Die schnelle Verwertung dieser in Australien noch nicht bekannten Nachricht legte den Grund zu Rh.'s weltbekannter Stellung.**)

Ob der h. Ulrich da mit im Spiele war?! Diesem ward der Fisch zum Attribute gegeben, und es wird erzählt, dass an dem Feste des Heiligen ein Fischmarkt bei seinen Kirchen abgehalten wurde. In England sassen dann besonders fromme Leute mit Karpfen und andern Fischen in der Kirche, nahe dem Altar.***) In einem alten Volksliede heisst es:

David spielt die Harpfen,
Ulrich brät die Karpfen —

nämlich im Himmel.†)

Montanus meldet von einem Götzenbild, das einen Karpfen in der Hand hält, und erzählt uns, wie an Flüssen und Meeren den Göttern Fische geopfert wurden; Reste von verbrannten Fischen wurden auf Opferstellen gefunden. Die Forelle im Herthesborne war den Verehrern dieses Gewässers unverletzlich. Im Mittelalter genoss der Hecht eine besondere Auszeichnung.††) Seine Kopfknochen werden Amulette abgegeben haben, wie noch heute u. A. am Kurischen Haffe.

Der einäugige Hecht, überhaupt einäugige Fische, die z. B. während des Gewitters auftauchen, gehören zu mythologischen Vorstellungen, die

*) W. Lackowitz, Das Buch der Tierwelt. S. 682.

**) Mark Twain, Meine Reise um die Welt. (S. Voss. Ztg., 15. Januar 1899.)

***) Karl Weinhold, Vom heiligen Ulrich. (Zeitschr. d. Vereins f. Volkskunde, 1895). S. 423 u. 424.

†) Erich Schmidt, Lese Früchte zum Volksliede. (Zeitschr. d. Vereins f. Volkskunde, 1895.) S. 362.

††) Montanus, Die deutschen Volksfeste, Volksbräuche und deutscher Volksglaube. III. S. 179 u. 180.

eine sehr weite Verbreitung haben und noch immer in Sagen und Spukgeschichten angetroffen werden.*)

Der Aal kommt auch im Maren- oder Alpmýthus vor.**) Auch musste er sich an den „Tierprocessen“ beteiligen. Im Jahre 1451 sprach der Bischof von Lausanne einen Fluch über die Aale, weil sie die andern Fische des Sees allzu sehr belästigt hätten.***)

So viel auch unsere Zeit des Verwunderlichen und Unberechtigten noch aufzuweisen hat, — Tierprocesse, in allem Ernst von namhaften Juristen geführt, sind doch wohl unmöglich. Von andern Vorkommnissen früherer Zeiten bietet gerade die Fischerei in verschiedenen Ländern noch sehr Beachtenswertes. So in Ungarn. „Sind die Magyaren, als Bewohner einer an Fischwässern reichen Steppe, von jeher (ausser erfahrenen Reitern) auch geschickte Fischer gewesen, die bis auf den heutigen Tag Eigenarten des Fischereibetriebes — zu welchen Parallelen in Asien nachweisbar — von der Urzeit her bewahrt haben, so treten auch noch diejenigen Fischerei-Besonderheiten hinzu, welche die andern Volksstämme der Ungarischen Krone besitzen: die Deutschen, die Walachen, die Slaven und die Zigeuner.“†) — Auf der Milleniums-Ausstellung in Budapest (1896) war unter der Leitung des Prof. Herrmann auch eine reiche Ausstellung sogenannter „Ur-Beschäftigungen“ veranstaltet und alles was die Fischerei betrifft, in einer Pfahlbauhütte untergebracht, neben der Einbäume befestigt und Reusen aufgestellt waren. Eine der letzteren hat ihr Seitenstück in Virginien. Auch ein heute noch beliebter Pfahlbau einfachster Art war ausgestellt. Thönerne Netzenker in der Form von prismatischen Gewichten, durchbohrten Kugeln oder runden Scheiben kann man von vorgeschichtlichen Stücken nicht unterscheiden. Als Netzbeschwerer werden auch vielfach Pferdeknochen (an unsere „Schlittknochen“ erinnernd) benutzt, indem sie der Länge nach — einer dicht an den andern anschliessend — am Rande des Netzes befestigt werden. Aus starken Binsen sind für die Netze Schwimmer gefertigt, deren Form und Zusammenknotung sehr reichhaltig sind und zugleich Eigentumszeichen ergeben. Kleine Kuhglocken werden an feststehenden Angeln befestigt, um durch ihren Klang anzuzeigen, wenn ein Fisch angebissen hat. Ein grösseres hölzernes Horn gebrauchen die Fischer zu Notsignalen. (U. s. w.)††) — In hiesigen Museum für deutsche Volkstrachten und Erzeugnisse des Hausgewerbes befindet sich eine Sammlung von Fischereizeichen, die z. T. an Runen erinnern. Von mehreren kassubischen Fischerdörfern Helas sammelte

*) Elard Hugo Meyer, Germanische Mythologie. S. 283 u. 113.

***) Elard Hugo Meyer, a. a. O., S. 77.

†) Otto Dörflas, Tierprocesse. (Der Bär, 5. Nov. 1898.)

†) E. Friedel, Verh. d. Berliner Ges. f. A., E. u. U., 1887, S. 314.

††) M. Bartels, Verh. d. Berliner Ges. f. A., E. u. U., 1896, S. 569 u. f.

G. Bronisch 41 Fischerabzeichen, „Merci“ genannt; diese Zeichen stellen u. A. vor: Sanduhr, Sanduhr ohne Ende, Andreaskreuz, Schnitzelbank, Fenster, Garnwinde, Scheere, Hühnerfuss.*) Unter den von A. Treichel veröffentlichten Giebelverzierungen Westpreussens befinden sich auch solche in Fischgestalt, Hering, Hecht und Flunder vorführend.**)

Nunmehr sollen uns allerlei Fische vorgeführt werden. In der Küche des Rathauskellers ist man auch eifrig bemüht, einen Beitrag „Zur Geschichte der Fischerei“ zu liefern, — ich weiss nicht, ob „mit lieblichem schwarzem sohde“, nach Empfehlung des alten Colerus, oder „Hecht mit Lemonien“, „Ohlraupen in einem grünen Sohte“, „Hirschbraten von Fisch“, „vergöldete Fische“ oder „Fische in Leinöl gebraten.“

Sinnbildlich wünsche ich Ihnen allen, geehrte Anwesende, „an allen vier Ecken einen gebratenen Fisch.“

Verzeichnis der in den Monatsschriften gebrachten Mitteilungen.
(Ohne Vollständigkeit zu verbürgen.)

1895.

Mai. S. 79. Über die Krebspest. — S. 80. Über den Krebsfang in der Uckermark. (Heinrich Lange.)

August. S. 149. Märkische Riesenwelse. (H. Maurer.)

September. S. 177 u. f. Fischsterben in Berlin. Quappe, Lamprete, Stichling, Stör, Neunaugen, Sterlet u. s. w. (E. Friedel.)

Oktober. S. 192 u. f. Stralauer Fischzug. (Richard George.) — S. 202 u. f. Göse, Maränen, Sterlet, Stör, Brassen, Neunaugen.

1896.

September. S. 235 u. f. Ursachen des Fischsterbens und Fischmangels in der Spree und Havel. (Karl Poetters.)

November. S. 290 u. 291. Netzstrickgeräte. (E. Friedel.)

1897.

Februar. S. 477. Plumbauen: die Fische durch eine Stange mit Lederscheibe aufscheuchen. (W. v. Schulenburg.)

1898.

Februar. S. 422 u. f. Krebse und Fischereigeräte. (E. Friedel.) — S. 424 u. f. der Fisch- und Krebsmarkt im alten und neuen Berlin. (Oskar Micha.)

März. S. 492 u. 493. Karpfenschuppen - Amulett. (E. Friedel.)

Mai. S. 47. Stichlings-Öl. (E. Friedel.)

Juni. S. 86. Altes Fischerhaus. — S. 104. Forellenbarsche und Stör.

August. S. 193 u. f. Wels, Hecht, Raab, Karpfen, Sterlet, Barbe, Fischerei und Fischsegnen.

*) S.-B. d. A.-G. Prussia, 1893-95. S. 137 u. 138.

**) A. Treichel, Verh. d. Berliner Ges. f. A., E. u. U., 1894, S. 337.

Das altberlinische Fischessen im Rathauskeller, dessen Zubereitung nach dem Recepte unseres Mitgliedes des Herrn Ferd. Kretschmer geschah, verlief unter grosser Beteiligung zur Zufriedenheit aller Beteiligten.

Kleine Mitteilungen.

Aus dem Botanischen Garten zu Berlin. Im Bot. Garten befindet sich eine versiegelte alte Medizinflasche, in der seit Jahren ein kleiner Cactus echinopsis multiplex munter weiter wächst. Dr. Rust in Hannover hat sich den Spass gemacht, vor 7 Jahren eine kleine Cactuspflanze durch den Hals einer Medizinflasche in das Innere derselben zu praktizieren, nachdem er vorher etwas Erde in die Flasche gethan hatte. Dann versiegelte er die Flasche. Zu seiner Freude gedieh die kleine Pflanze vortrefflich und trieb sogar bald Sprösslinge. Vor zwei Jahren übergab Dr. Rust das kleine Pflanzenwunder Professor Schumann, und dieser stellte es im Königlichen Botanischen Garten unter Kontrolle. Hier gedeiht der Cactus ebenso fröhlich weiter. In der Nummer des „Praktischen Ratgebers im Obst- und Gartenbau“ vom Januar 1898 ist die Flasche mit dem Cactus abgebildet, man erkennt deutlich das vortreffliche Wachstum. Wissenschaftlich erklärt man sich die Sache so, dass in der sehr humusreichen Erde Algen sporen waren, die dann auch thatsächlich das Innere der Flasche zeitweise grün überzogen haben. Diese Algen bilden absterbend zugleich mit dem Humus die für die Ernährung des Cactus erforderliche Kohlensäure — den Sauerstoff produziert sich der Cactus selbst. Jedenfalls lebt er und gedeiht. Ich bemerke dazu, dass mir der verstorbene Geheime Regierungsrat Professor Dr. Münter, Direktor des Botanischen Gartens in Greifswald vor Jahren im Botanischen Institut daselbst Pflanzen unter einer Glasglocke zeigte, die seit ca. 20 Jahren nicht abgenommen war, so dass den Pflanzen weder Wasser noch Humus noch ein anderes Nahrungsmittel zugeführt werden konnte. Dennoch wuchsen die Pflanzen freudig. In England entsinne ich mich kleine sogen. Ferneries wörtlich übersetzt Farnereien gesehen zu haben, die ebenfalls niemals verändert werden und sich viele Jahre grünend erhalten. Ich glaube mich zu besinnen, dass man ein seltenes Farn, Hymenophyllum bridgtonense, das ich u. A. in Irland bei Killarney gefunden und das auch als ungemaine Rarität im Uttewalder Grunde der Sächsischen Schweiz vorkommt, auf diese Weise lange lebend erhielt. Nimmt man aber bei also verwöhnten Farnkräutern, Moosen u. dgl. die schützende, eine feuchte Atmosphäre erzeugende Glashülle ab, so verkommen die Pflanzen ungemain schnell. E. Friedel.

Aberglaube in Berlin. Um sich davon zu überzeugen, wie sehr der Aberglaube in Berlin in Blüte steht, braucht man nur ab und zu einen Blick in bestimmte Berliner Tageszeitungen zu werfen. So finden sich in der